

Aus Prinzip verantwortungslos

Wer in Washington ins Schwimmbad geht, trifft die seltsamsten Leute. Etwa den politischen Architekten des Irak-Kriegs, Paul Wolfowitz. Er springt ins Becken, als wäre nichts gewesen. Nicht nur seine Fehler badet die Welt heute aus.

WASHINGTON, im August zu den überraschenden Privilegien des Lebens in der amerikanischen Hauptstadt gehört es, dass der Eintritt in die öffentlichen Schwimmbäder für die Einwohner der Stadt frei ist. Dieses Angebot der öffentlichen Hand nutze ich dreimal die Woche für jeweils eine halbe Stunde. So stand ich vor kurzem an einem Sonntag wieder einmal gedankenverloren an der Kasse, wo die Kontrolle der städtischen Meldebestätigung stattfindet. Reine Routine.

Doch diesmal ist etwas anders. Aus dem Augenwinkel heraus bemerke ich, dass der Mann, der genau vor mir in der Schlange steht, ein ehemals bekannter Politiker ist: Paul Wolfowitz, unter Präsident George W. Bush nicht nur stellvertretender Verteidigungsminister, sondern auch Chefarchitekt – wenn nicht gar hinter den Kulissen Chefantreiber – der fatalen Irak-Invasion im Jahr 2003. Wolfowitz argumentierte unerschütterlich, Saddams Irak stecke hinter Al Qaida und den Anschlägen vom 11. September 2001. Er hatte seinen amerikanischen Mitbürgern versprochen, dass sich die Irak-Invasion von selbst finanzieren würde, weil den Vereinigten Staaten Einnahmen aus der nach dem Einmarsch in den Irak gesteigerten Ölproduktion zugutekämen. Im besten Fall war das eine grobe Fehleinschätzung. Wahrscheinlicher ist, dass es eine bewusst in Kauf genommene Notlüge war, um den Amerikanern vorzugaukeln, das ganze Manöver zur Befreiung des Iraks – natürlich im Geiste der Demokratieförderung – sei umsonst zu haben.

Da es in diesem Sommer in den Vereinigten Staaten jüngst besonders viele Nachrichten über Haiangriffe an den Badestränden der Ostküste gegeben hat, kam mir – in entspannter Sonntagslaune – das Bild in den Kopf, dass es nun wohl auch in Washington solche Hai-Attacken im Wasser gibt. Jedenfalls sind die Opfer des Wirkens von Paul Wolfowitz mit Blick auf Menschenleben und Verstümmelungen – schon allein unter amerikanischen Soldaten gerechnet – sehr viel höher als das Unwesen, das alle Haie über Jahrhunderte zusammengekommen getrieben haben. Es gibt Schätzungen, denen zufolge selbst bis ins späte sechzehnte Jahrhundert zurückgerechnet noch keine tausend Menschen von Haien getötet worden sind.

Ungeachtet solcher Überlegungen gehört es in der amerikanischen Hauptstadt, in der einem ehemalige Offizielle mit einiger Regelmäßigkeit über den Weg laufen, zum guten Ton, selbst solchen Zeitgenossen, die in ihrer Amtszeit massiv danebengegriffen haben, nicht auf die Pelle zu rücken. Sie sind nun eben wieder Privatleute. Ohne meinen Mitschwimmer Wolfowitz also ins Gespräch zu ziehen, kam mir doch ein pikanter Gedanke: Wie wäre es, wenn dieser Mann nicht das Privileg der amerikanischen Staatsbürgerschaft genießen würde? Was wäre, wenn er stattdessen zum Beispiel Serbe wäre? Unter solchen Vorzeichen könnte er wohl in keinem öffentlichen Schwimmbad der zivilisierten Welt das Privileg für sich in Anspruch nehmen zu baden. Denn wäre Wolfowitz Serbe, hätte er wohl heutzutage eine Anklage des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag gegen sich laufen. So, wie es im Fall von Milošević und anderen der Fall ist. Die Vereinigten Staaten haben aber bekanntermaßen die Konvention zur Einrichtung des Strafgerichtshofs nicht unterzeichnet, um ihre Amtsträger just vor solchen Zugriffen zu schützen.

Paul Wolfowitz selbst stellt gar nicht das eigentliche Problem dar, er ist vielmehr ein Symptom dafür. Warum ist es bei allem Gerede in den Vereinigten Staaten über die Unentbehrlichkeit von Eigenverantwortung als gesellschaftlichem Organisationsprinzip zugleich so, dass wir unseren Staatsbürgern Straflosigkeit zugestehen, wenn es um das Wirken im öffentlichen Raum geht? Der Anwendungsbereich für diese Sonderbare amerikanische Doktrin reicht dabei weit über Fragen des Kriegsvom-Zaune-Brechens hinaus. Bedenken wir nur die folgenden sechs Tatbestände.

Nach der Präsidentschaftswahl im November 2000 schwingt sich der Oberste Gerichtshof dazu auf, den neuen Präsidenten zu bestimmen. Er verzichtet dabei darauf, den Auszählprozess im wahlentscheidenden Bundesstaat Florida in ordentlicher Weise wiederholen zu lassen, um so ein verlässliches Bürgervotum sicherzustellen.

Das politische Washington, so reich es bekanntermaßen an Informationsquellen bis hin zur feinsten Verästelung weltweiter Spionage mittels der NSA-Tentakel ist, ignoriert Warnungen im Vorfeld des 11. Septembers 2001. Dafür ist bis heute niemand zur Verantwortung gezogen worden. Obendrein wird auch das dubiose Wir-

ken Saudi-Aubiens im unmittelbaren Umfeld der Anschläge bis heute unter Verchluss gehalten. Wer will da wen schützen und warum?

Die Fehler im Umfeld des Irak-Krieges reichten über den Tatbestand fingierter Belege für das Vorhandensein von Massenvernichtungswaffen hinaus. Während der anschließenden Besetzung wurden immer wieder schwere Fehler begangen. Es wurden Milliarden Dollar für den Wiederaufbau veruntreut. Die Konsequenzen? Am besten sind sie mit den englischen Worten beschrieben: *Don't ask, don't tell.*

Wer erinnert sich heute noch – trotz allen damaligen Medienspektakels – an die katastrophalen Zustände, die im August 2005 vor allem in New Orleans zu den tödlichen Effekten des Hurrikans „Katrina“ geführt haben? Auch hier blieb es bei der Frage nach juristischen Konsequenzen bei einer Fehlzanzeige.

Und dann der Subprime-Skandal, der 2008 zur großen weltweiten Finanzkrise führte, die auf die eine oder andere Weise bis heute nachhallt? Während hier die Unerfahrenheit und zum Teil auch die Ignoranz unterer amerikanischer Einkommensschichten, insbesondere von hispanischen Immigranten, ausgenutzt wurde, vertritt das „Wall Street Journal“ resolut bis zum heutigen Tag eine ganz andere Meinung: Die eigentliche Ursache sei in zu rigiden Regierungsvorschriften zur Förderung des Wohnungseigentums auch für untere Einkommensschichten zu erkennen. Das erklärt aber nicht, warum das Ganze eine solche Reichweite hatte. Auch bleibt äußerst fraglich, warum sich die amerikanische Bundesbank, die ja der Wahrung der volkswirtschaftlichen und finanziellen Wohlfahrt des Landes verpflichtet ist, zu keinem Zeitpunkt genötigt sah, beim dunklen Schaffen vieler Makler und Bankiers einzugreifen. Ihr damaliger Präsident Alan Greenspan hat das nachträglich mit seinem Glauben an die Autorin Ayn Rand gerechtfertigt. Und er hat sogar das Wort „Sorry“ in den Mund genommen. Aber zur Verantwortung gezogen wurde er nicht.

Schieblich die vielen Missstände an der Wall Street, die sehr viel eher einem Kasino als einem kompetent verwalteten hochkomplexen Finanzgebilde glich. Ausländische Banken – und dabei französische noch sehr viel heftiger als deutsche oder englische – sind hart belangt worden. Was die Missgriffe amerikanischer Banken angeht, waltete Milde. Und was unsere eigentliche Frage nach persönlicher Verantwortung anbelangt, so gilt bis heute, dass die Wall Street nach wie vor ein Paradebeispiel für die amerikanische Doktrin der Straflosigkeit ist.

An deren Fortdauer hat auch der amtierende Präsident seinen gehörigen Anteil. Im Wahlkampf von 2008 hatte Obama immer wieder betont, im Falle seines Sieges das *business as usual* Washingtons – die Römer nannten es „*manus manum lavat*“ – nicht länger dulden zu wollen. Doch rückte er schon vor seinem Einzug ins Weiße Haus von diesem Vorhaben wieder ab. In typischer amerikanischer Weise betonte er, dass er fortan lieber nach vorne schauen und nicht zu viel Vergangenheitsbewältigung betreiben wolle. Diesen Pessimismus haben die alten Eliten der Ära George W. Bush bestens genutzt.

Von ausländischer Warte aus mutet es schon etwas befremdlich an: Einerseits reicht der lange Arm des amerikanischen Gesetzes glücklicherweise so weit, dass weltweit Fifa-Funktionäre, gleich welcher Herkunftsnation, vor den amerikanischen Kadi gebracht werden können. Andererseits können Wolfowitz, Cheney oder Rumsfeld, die vergleichsweise weit mehr Dreck am Stecken haben, weiterhin frei herumtollen.

Was bedeutet all das für das Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit? Etwas Fatales: Es herrscht ein permanenter Zustand kollektiver Amnesie. Gewiss hilft es bei der Schärfung des Verantwortungsbewusstseins und Verantwortungstrebens – offiziell zentrale Kategorien amerikanischen Bürgersinns – nicht, wenn ehemals ranghohe oder hochbezahlte Missetäter ungehindert in ihre alten Fußstapfen treten können. Und hier schließt sich dann der Kreis meines sonnigtäglichen Ausflugs in den Swimmingpool: Über Paul Wolfowitz wird bereits berichtet, dass ihm in einer künftigen Administration des dritten Bushs, Jeb, des Bruders von George W., so es denn tatsächlich dazu kommen sollte, eine sehr verantwortliche Position zugeteilt würde. Für diese Aufgabe macht sich Wolfowitz schon heute fit, indem er schwimmen geht.

STEPHAN G. RICHTER
Der Verfasser lebt in Washington und betreibt dort die Zeitschrift „The Globalist“.

Neu im Kino

Barbie: Eine Prinzessin im Rockstar-Camp – Komplexe Erkundung der Gefühle von industriell hergestellten Puppen.

Codename U.N.C.L.E. – Kalter Krieg, kalter Kaffee: Spione wärmen beides auf.

Dating Queen – Amy Schumer ist wie immer sehr, sehr lustig.

Fantastic Four – Beschämendes Superheldendebakel. (Kritik obenstehend.)

Manuscripts don't burn – Iranischer politischer Thriller. (F.A.Z. von gestern.)



Die falsch besetzten vier: Jamie Bell, Michael B. Jordan, Miles Teller und Kate Mara (von links) wünschen sich, der Blitz möge ihren Film spalten.

Foto Twentieth Century Fox

Wie kann man nur so Doom sein?

Josh Tranks Superheldencomicverfilmung „Fantastic Four“ setzt einen Tiefpunkt fürs beliebte Genre

Die ersten zwanzig Minuten sind ganz ansehlich, die nächste halbe Stunde tut nicht weh, und dann wird es so dämlich, schwach und falsch, dass der Regisseur Josh Trank inzwischen hat durchblicken lassen, das Studio habe ihm sein Werk per Einmischung verdorben. Wie kommt einer, der sich für so eine jämmerliche Ausrede nicht noch mehr schämt als für das Desaster, dem sie gilt, ausgerechnet an einen Stoff, in dem es darum geht, dass Leute einer außergewöhnlichen Herausforderung an Körper, Geist und Charakter begegnen, indem sie weit über sich hinauswachsen?

Am Ende von „Fantastic Four“ müssen drei Helden und eine Heldin einen Ultramisanthropen daran hindern, die Welt zu vernichten. Man ruft ihn beim Vornamen, um ihn von seinem Wahnsinn abzubringen: „Victor!“ Aber Toby Kebbell, ein begabter Schauspieler, der vermutlich

froh ist, dass man sein Gesicht unter der Formplastikmaske hier nicht erkennt, antwortet, mit Recht angewidert vom Appell an eine Menschlichkeit, die der seelenlosen Effektrünte, die ihn umgibt, vollständig abgeht: „There is no Victor. There is only Doom.“

Filmgourmets erinnert das sofort an Si-gourney Weavers unheilvolles Statement als dämonisch Besessene in „Ghostbusters“ (1984): „There is no Dana. There is only Zuul.“ Es gibt nur zwei mögliche Erklärungen für dieses Echo: Entweder, irgendwer war der Meinung, dass Sätze in Drehbüchern Rohmaterial sind, das man wie Soundeffekte ausschneiden und einkleben darf, wo man's braucht (Haste mal 'n Gruselstanz?). Für diese Deutung spricht, dass eine derart dumme Meinung gut zu der Blindheit für Kontexte und der Taubheit für Nuancen passt, die Herrn Trank und seine Handlanger offen-

sichtlich daran gehindert haben, zu begreifen, dass der Weaver-Satz sich dem „Ghostbusters“-Publikum nur deshalb einprägt, weil der Film, der ihn umgibt, ihm dramatisch trägt und atmosphärisch für ihn bürgt, während die Doom-Zeile in „Fantastic Four“ im Morast einer Bild für Bild blassen Blamage steckenbleibt, deren allgemeine Jämmerlichkeit dennoch nicht erlaubt, eine zweite Möglichkeit ganz auszuschließen: Das Zitat soll ein Ausweis der Cleverness, ein Hinweis auf Vertrautheit mit allerlei ikonischer Pop-Phantastik zwischen Kino und Comic sein.

Wie erbärmlich, wenn das wahr wäre, aber andererseits just so egal, wie diesem Film am Ende die Konstellationen sind, von denen er zunächst ganz lebhaft erzählt: Zwei Freunde, die einander Brüder werden, ein knospendes Liebesdreieck, ein beleidigtes Genie – alles vergessen,

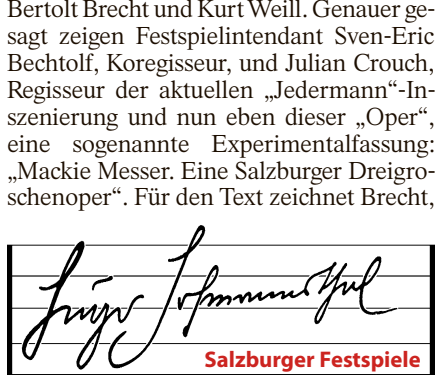
sobald die Figuren jene übermenschlichen Kräfte erlangen, die in gelungenen Superheldenfilmen dazu da sind, humane Wesenszüge zu vergrößern, statt sie unter Schwachsinn zu begraben, wie's in „Fantastic Four“ geschieht. Wer will den vielseitigen Miles Teller als sprechenden Kaugummi sehen, den quirligen Michael B. Jordan als hilflose Lenktrake, den leidenschaftlichen Jamie Bell als Depri-Haupdrauf und die sprödfaszinierende Kate Mara als Billigperücken-Buffy? Kein Aas. Der Film ist also mit Recht, wie man erfährt, ein katastrophaler kommerzieller Rohrkrepiere, dem zum wenigsten spektakulär großen Bockmist obendrein insgesamt fehlt, was ein Film nach dem gleichnamigen Comic von Stan Lee und Jack Kirby vor allem haben müsste, um der Kunst dieser beiden wenigstens im Scheitern gerecht zu werden: Größe.

DIETMAR DATH

Und dem Haifisch fehn die Zähne

Puppentheater, Musical, Film: Bei den Salzburger Festspielen wird die „Dreigroschenoper“ zum großen Einerlei

SALZBURG, 12. August Man weiß nicht, soll man weinen oder soll man lachen? Diese Dreigroschenoper schweigt geradezu in Superlativen. Schon der gewählte Spielort, die Felsenreitschule, 1693 aus dem Bergmassiv gehauen und vor vier Jahren mit einem neuen Dach versehen, wirkt gigantomanisch. Seit langem zeigt man hier bei den Salzburger Festspielen eher Musikdramen oder Konzerte, zuletzt Wolfgang Rihms „Die Eroberung von Mexiko“ (F.A.Z. vom 28. Juli). Nun also die als Schauspiel firmierende Oper von Bertolt Brecht und Kurt Weill. Genauer gesagt zeigen Festspielintendant Sven-Eric Bechtolf, Koregisseur, und Julian Crouch, Regisseur der aktuellen „Jedermann“-Inszenierung und nun eben dieser „Oper“, eine sogenannte Experimentalfassung: „Mackie Messer. Eine Salzburger Dreigroschenoper“. Für den Text zeichnet Brecht,



als Komponist doch noch Weill verantwortlich. Das apostrophierte Experiment ist, jedenfalls was die Musik betrifft, die Adaption und Orchestrierung von Martin Lowe. Und da es im Stück um Gauner und Schurken geht, „so prunkvoll gedacht, wie nur ein Bettler sie erträumen“ kann, lässt man sich auch sonst nicht lumpen.

Beim „Jedermann“ am Domplatz konnte man sich nicht ganz sicher sein: Macht sich Crouch, nicht zuletzt mit seinem „Improbable Theatre“ (Puppenspiel und Improvisationstheater seit 1996) und durch seine Zusammenarbeit mit den Anarchisten-Punks „Tiger Lillies“ bei „Shock-headed Peter“ (Struwwelpeter; Uraufführung 1998) zu Weltbekanntheit gelangt, nur lustig? Über Hofmannsthal's moralinsaurer, verspätetes Mysterydrama? Über die Festspiele, ihr Publikum, sich selbst? Naheliegender, schwer nachzuweisen, am überraschenden Kassenerfolg grandios gescheitert. Bei diesem „Mackie Messer“ nun darf man davon ausgehen: Er meint das ernst!

Wenn der Chef der Londoner Unterwelt, Captain Macheath, genannt Mackie Messer, kurz vor wieder irgend so einer Krönungszeremonie in der britischen Hauptstadt Polly Peachum, die Tochter von Jonathan Jeremiah Peachum, führender Geschäftsmann in Sachen Bettelci, gegen dessen Willen zum Traualtar, führt, in einen geborgten Pferdestall, führt, dann tut er das vor pompöser Kulisse im Geh-

rock eines viktorianischen Gentlemans. Die im Grotesk-Verschwendrischen angesiedelte Szenerie hat Crouch selbst entworfen, die opulenten Kostüme Kevin Pollard.

Die Arkaden der Felsenreitschule boten zuvor schon für Schattenspiele (beim Haifischsong) den Rahmen, nun werden die darin verkeilten Krankonstruktionen, die übrigens alle in ihrer galgenartigen Ausgestaltung Macheaths Ende vorwegnehmen, zusammen mit dem Pawlatschenpodium zum Theater auf der Bühne. Die Ballade

der Seeräuberjenny, vorgebracht von Polly, wird vor hochgezogener marmorierter Leinwand ebenfalls von einem Schattenspiel illustriert. Zum Kanonensong von Mackie und seinem Kumpel, dem Polizeichef „Tiger“ Brown, weht ein indischer Elefant im Riesenformat aus Segelnetz. Wenn die Widersacher, Frau und Herr Peachum, ihre Bettlerhorden und Hurenregimenter dirigieren, um die Krönungsfeier zu stören, sollte die korrupte Polizei nicht doch noch die Tochter zurück- und den Verfüh-



Im Setzkasten: Sonja Beißwenger als Polly, Michael Rotschopf als Macheath

Foto dpa

Habermas und Taylor

Kluge-Preis an zwei Philosophen

Jürgen Habermas und der kanadische Sozialphilosoph Charles Taylor erhalten in diesem Jahr den John W. Kluge Prize for Achievement in the Study of Humanity. Er gilt als inoffizieller Nobelpreis für geistes-

wissenschaftliche Disziplinen. Nach dem Willen der Stiftung soll er „gegenseitiges Verständnis zwischen der Welt der Ideen und der Welt des Handelns, zwischen Denken und politischen Führern“ stiften. Er ist mit anderthalb Millionen Dollar dotiert, die Summe wird zwischen den beiden Preisträgern geteilt. Die Website der Stiftung stellt Habermas als „öffentliches

Gewissen einer Nation“ vor (The public conscience of a nation), Taylor als „Philosophen für die Moderne“ (A philosopher for the modern age). Unter den früheren Preisträgern waren Leszek Kolakowski und Paul Ricoeur. Der Preis, der auf eine Stiftung von John W. Kluge zurückgeht und seit dem Jahr 2003 existiert, wird in der Library of Congress verliehen. F.A.Z.